

Licht in der Nacht

Autor(en): **Lifka, Erich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **24 (1956)**

Heft 7

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-569919>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Licht in der Nacht

Eine Wiener Skizze von Erich Lifka

Die Strasse ging steil bergauf, eine endlose, weisse Bahn. Die Sonne strahlte heiss darauf nieder, und alle Augenblicke musste Günther zur Seite springen, um einen der riesigen Autobusse vorbeizulassen. Singende, lachende junge Menschen füllten sie. Ihre Fahnen und Wimpel wehten im Fahrtwind; Worte aus fast allen Kultursprachen drangen an sein Ohr. Günther war weiss vom Strassenstaub, der in langen Wolken hinter jedem Bus herzog. Aber Hitze, Staub und Durst störten ihn heute nicht. Er ging diesen Berg hinauf mit einem eigentümlichen Gefühl, beinahe so, als wandere er dem Ziel seiner höchsten Wünsche entgegen. Er konnte sich dieses Gefühl selbst nicht erklären und wollte auch gar nicht darüber nachdenken. Willenlos gab er sich diesem Magneten hin, der ihn da bergauf zog, weiter und weiter . . .

«IUSY-CAMP 1952». Etwa hundert Schritte war die Tafel noch entfernt. Die alte Feldsteinmauer zu seiner linken Seite hatte aufgehört. Eine lange, offene Wiese löste sie ab und zog sich dem Waldrand zu. Der Rauch von Lagerfeuern stieg träge in die Luft. Die Kronen der Bäume lagen stellenweise von lichten Schleiern verhüllt, die langsam weiter himmelwärts zogen. Eine unwirkliche Stimmung der Freude schwebte, diesem Rauch gleich, über den Menschen des Lagers. Das grosse internationale Jugendtreffen ging seinem Ende entgegen, aber nirgends war etwas von der Wehmut der Trennung zu spüren.

Ob es wohl eine Freude gibt auf der Welt, so stark, dass selbst die Trennung sie nicht verwunden kann? fragte sich Günther. Wenn es sie gab, dann war sie hier gegenwärtig. Junge Männer aller Nationen gingen zusammen auf den staubbedeckten Waldwegen. Ihr «Freundschaft» klang hell und froh. Der alte Gruss bekam hier einen neuen, schönen Sinn.

Auf der grossen Sportwiese spielte eine Gruppe von Jünglingen Handball. Wegen der heissen Julisonne hatten sie nichts an ausser ihren Dreieckbadehosen. Ein aufgenähtes Tuchemblem kennzeichnete sie als Studenten. Günther sah ihnen zu. Es war wirklich ein Vergnügen, sie bei ihrem Spiel zu beobachten. Langsam liess er den Blick über die beiden Mannschaften gleiten, die sich durch verschiedenfarbige Badehosen voneinander unterschieden. Und er wunderte sich gar nicht, als der braunlockige Student mit dem durchtrainierten Körper mit einem Male auf ihn zukam. Der hat sicher bemerkt, wie ich ihn angestarrt habe und will mich jetzt fragen, ob ich etwas von ihm will, dachte er. Aber musste man ihn nicht ansehen? Selten hatte er einen so harmonischen Körper gesehen. Er leuchtete unter den ihn umgebenden Spielern wie ein Goldkorn unter Kieselsteinen. Eigentlich ein abgeschmackter Vergleich, dachte er ärgerlich. Da war der andere schon heran und legte die Hände trichterförmig um den Mund:

«Hallo, möchtest du mir bitte den Ball herüberwerfen?»

Jetzt sah Günter erst, dass ein Ball unmittelbar vor seinen Füessen lag. Und der Junge konnte ihn nicht selber holen, weil eine Aschenbahn zwi-

schen ihnen lag, mit grober Schlacke bedeckt. Nicht gerade angenehm, wenn man barfuss war. Günther hob den Ball auf und warf ihn hinüber.

«Danke. Willst du nicht mitspielen? Wir könnten einen Stürmer brauchen. Einer aus meiner Mannschaft hat sich den Fuss verknackst.»

Mitspielen. Günther hatte vor Jahren, in seiner eigenen Studentenzeit, zum letzten Mal Handball gespielt. Aber was machte das schon aus. So schwer konnte es nicht sein. Er zog die Jacke aus, liess sich seine Rolle erklären, und es ging tatsächlich ganz gut. Nach einer Stunde hörten sie auf und zogen alle gemeinsam zu dem neuerrichteten Buffet am Rande der Wiese.

Die unwirkliche Stimmung der Freude hielt an. Günther war mit seinem neuen Freund rasch bekannt geworden, mit der ruhigen Selbstverständlichkeit, mit der man hier oben Freundschaften schloss und Adressen und Andenken austauschte. Aber dann kam das Leben dazwischen, Grenzen und Meere, die Souvenirs wanderten in eine Ecke, die Adressen gingen verloren, und zurück blieb nichts als eine schwache Leuchtspur glücklicher Stunden, die dann auch im Ablauf der Jahre allmählich verblasste. Aber es gab wohl auch Ausnahmen — die die Regel bestätigten.

«Kommst du heute abend wieder?» fragte Ernst während des Essens. Sie hatten Namen und Adressen gewechselt, ganz wie üblich. Ernst hatte beim Aufbau des Lagers mitgewirkt und auch weiterhin organisatorische Aufgaben erfüllt. Er war erst vor einem Jahre mit seinen Eltern aus Südamerika, aus Buenos Aires, nach Wien zurückgekehrt. Sie hatten sich nun endgültig hier niedergelassen und er wohnte mit ihnen in einer kleinen Villa, die unweit des Lagers gelegen war. Trotzdem schlief er aber mit seiner Studentengruppe im Lagerzelt und ging nur hin und wieder nach Hause, um zu sehen, was es Neues gab. Er studierte Medizin an der Wiener Universität. Sein eigentlicher Vorname war Juan, nachdem ihn aber alle deswegen auslachten, hatte er Ernst, seinen zweiten Vornamen, an die erste Stelle gerückt.

«Ich möchte sehr gerne, dass du die paar Tage, die das Lager noch dauert, mit uns im Zelt schläfst», sagte Ernst, als Günther auf seine Frage keine Antwort gab. «Sei nicht langweilig, hol' deine Sachen und komm' zu uns. Ich zeige dir dann unser Zelt, damit du's auch im Dunkeln finden kannst.»

Und Günther holte seine Sachen. Auch er wohnte nicht weit vom Lager weg, in derselben Gegend von Wien wie Ernst. Sie hatten beide darüber gelacht, dass sie ein internationales Lager gebraucht hatten, um sich kennen zu lernen, und doch nur ein paar Strassen auseinander wohnten. Günther war noch dazu ebenfalls Mediziner. Er war an einem grossen Wiener Krankenhaus als Assistenzarzt angestellt, mit dem üblichen schmalen Anfangsgehalt.

«Sonderbarer Beginn einer Freundschaft», sagte er abends zu Ernst, als sie dann nebeneinander im Zelt lagen. «Aber vielleicht ist das alles gar kein solcher Zufall.»

Sie lagen allein im Zelt. Ihre Kameraden waren noch in einem romantischen kleinen Gasthaus in den Hügeln, die das Lager umrundeten; ihr Lachen und Singen klang bis zu ihnen herüber.

«Teilweise war es wirklich kein Zufall», gestand Ernst nachdenklich. «Weisst du was, der Ball . . . na ja, der Ball . . .»

«. . . ist gar nicht so zufällig zu mir hingerollt . . .», half ihm Günther lächelnd. Er hatte sich auf die Arme gestützt und beugte sich über den anderen.

«So ist es. Du bist ein schlauer Kopf», gab Ernst zu. «Und ich hab' dich für einen richtigen Träumer gehalten, so einen, der gar nicht merkt, was um ihn herum vorgeht.»

Günther schob seine Arme unter den Körper seines Freundes. Er spürte seine glatte Haut durch das Tuch des Trainingsanzuges. Fest drückte er ihn an sich.

«Herr Doktor», murmelte Ernst. «Sie erdrücken mich ja. Geben Sie doch acht auf meine Anatomie.»

Sie liessen erst voneinander, als sie die Schritte ihrer zurückkehrenden Kameraden hörten. Das heisst, genauer gesagt, als Ernst sie hörte. Günther sah und hörte überhaupt nichts mehr vor Freude, und bestätigte so die Menschenkenntnis seines jungen Freundes.

Hunderte von Studenten waren in dem Lager, aber Günther sah die nächsten Tage nichts und niemand ausser Ernst. Alle anderen verblassten vor diesem lebendigen, strahlenden Jüngling. Sie verlebten zwei Tage in dem ungetrübten Glück ihrer neuen Freundschaft.

Dann kam der letzte Abend heran: ein gewaltiges Lagerfeuer beendete das siebentägige Treffen. An diesem Abend hatte Ernst für Günther nur wenig Zeit. Er lief zwischen den Reihen herum, unermüdlich ordnend und einteilend. Aber schliesslich war er doch fertig und setzte sich neben seinen Freund. Er legte den Arm um seine Schultern, und sie sangen in dem hundertstimmigen, vielsprachigen Chor das Abschiedslied:

«Das Lied vom Abschied sing' ich dir . . .», «Should old acquaintance be forgot . . .», «Formons de nos mains qui s'enlacent» . . .

«Abschied», sagte Günther. «Aber nicht für uns. Für uns beginnt jetzt ein neues Leben.»

Ernst drückte sich fest an ihn. Der rote Rauch des Feuers, die vielen jungen Menschen schlossen den magischen Bannkreis dieses Hügels. Die schönen Tage waren zu Ende, und für die meisten von ihnen begann wieder der graue Alltag — in London, in Paris, in New York, überall auf der Welt . . .

Günther und Ernst aber lebten weiter im Zauberkreis ihrer Liebe.

Ernst widmete seine ganze freie Zeit Günther. Noch hatte er Ferien, während Günther nur wenig Zeit blieb. Die beiden hatten entdeckt, dass sie noch einige andere Neigungen gemeinsam hatten. Sie liebten beide das Wandern, «obwohl sich die Wandervögel schon lange aufgelöst haben», wie Ernst sagte. Ausflüge führten sie in den Wienerwald, und der herrliche Rahmen der sommerlichen Natur stand feierlich um ihr Beisammensein.

Die Staubwolken eines heissen und trockenen Sommers gingen allmählich über in die Nebelschwaden des Herbstes. Günther half Ernst bei seinem Studium, und holte ihn mittags regelmässig von der Universität ab. Im Arkadenhof der Universität hatten sie ihren festen Treffpunkt

und ihre bestimmte Zeit. Mit den Ausflügen war es nun vorbei, aber Konzertsaal und Theater nahmen ihren Platz ein. Ernst's Eltern akzeptierten lächelnd diese «dicke Männerfreundschaft», die in Wahrheit die erste reine und tiefe Liebe im Leben ihres Sohnes war.

Stille Abende vereinten sie in Günthers Heim. Ernst lernte, dass jede tiefe Bindung im Seelischen und Menschlichen verankert werden muss. In fruchtbaren Diskussionen besprachen sie Fragen ihres Studiums, aber auch viele allgemein menschliche Probleme. Ernst und Günther hatten erkannt, dass es sehr wichtig war, einen Weg zu finden, um die Not ihrer Kameraden zu lindern. In den Bars und anderen Trefflokalen Wiens hatten sie sie kennengelernt: oberflächlich, genussüchtig, gleichgültig dem Schicksal ihrer Kameraden gegenüber. Einen Weg finden . . . das war schwer. Aber sie waren fest entschlossen, zu helfen, wo es anging, und in diese wankelmütige und unstete Umgebung ein Beispiel treuer Freundschaft zu setzen.

An einem solchen Abend war es, dass Ernst auf Günther's Schreibtisch einen Brief liegen sah. Günther rumorte in der Küche herum, und er war allein im Zimmer. Er trat näher, sich gleichzeitig heftige Vorwürfe machend wegen seiner sträflichen Neugierde . . . aber es war schon zu spät. Er hielt den Brief in der Hand . . . wollte ihn beschämt wieder zurücklegen . . . da fielen seine Augen auf die Unterschrift. «Dein dich liebender Hanno», stand da. Ein Ausdruck der Angst kam in Ernsts Blick. Aber gleich darauf lächelte er erleichtert. Der Brief war sicher schon Jahre alt. Er sah auf das Datum. Natürlich, vor acht Jahren in Russland geschrieben.

Eine Hand legte sich auf seine Schulter. Günther stand hinter ihm.

«Hanno ist seit sieben Jahren tot», sagte er mit leiser Stimme. «Das war sein letzter Brief. Ich suche ihn noch oft hervor und lese ihn.»

Ernst legte ihn langsam nieder. «Verzeih mir bitte. Du musst mir nichts erklären . . .»

«Ich will dir aber von ihm erzählen, damit du mich besser verstehst.

Ich weiss, dass du ganz ohne «Vergangenheit» bist, weil dich in deinem argentinischen Internat Sport und Studium völlig beansprucht haben. Aber bei mir war das nicht so. Ich war immer schon ein Mensch, der schwer allein leben konnte. Ich habe schon mit zwölf Jahren verzweifelt nach einem Gefährten gesucht. Und nie gefunden, was ich suchte. Heute noch erinnere ich mich mit Schrecken an meine ‚einsamen Sonntage‘. Vor diesem Tag graute es mich ganz besonders. Die vielen lachenden Menschen, die an unserem Haus vorbeizogen, und ich allein . . . ganz allein . . . An meine Eltern konnte ich keinen Anschluss finden. Sie versuchten nie mich zu verstehen und bedachten nicht, dass mein ‚Anders-Sein‘ die Ursache meiner Lebensfremdheit sein konnte. Da kam Hanno in mein Leben. Ich war gerade achtzehn Jahre alt geworden und machte meine Maturareise in Deutschland. Hanno war der jüngste Sohn einer preussischen Aristokratenfamilie. Das, was du mir heute bist, ist er mir drei Jahre lang gewesen: ein treuer und aufrichtiger Freund. Hanno's Vater war General im Stab eines Armeekorps in Russland. Er konnte es durchsetzen, dass wir auch während unserer Soldatenzeit in derselben Einheit beisammenblieben. Im Jahre 1944 wurde sein Vater

verhaftet. Er war in die Verschwörung des 20. Juli verwickelt gewesen. Wir wurden auseinandergerissen . . . Aus dieser schweren Zeit stammt der Brief, den du eben gesehen hast. Es war der letzte, den ich erhielt. Kurz danach kam Hanno wieder zurück zu meiner Einheit — ein wahres Wunder. Aber die Freude war nur kurz. Hanno und ich erlebten das Kriegsende bei Danzig; auf einer überfüllten Fähre flohen wir anfangs Mai 1945 vor den Russen über die Ostsee. In einer furchtbaren Sturm-
nacht brach das Boot auseinander. Wir waren nicht weit von der schwedischen Küste entfernt, aber als uns die Wachboote bemerkten, war es für viele schon zu spät. Fast zweihundert Mann ertranken, und nur wenige wurden gerettet. Zu diesen wenigen gehörte ich. Hanno . . .»

Er brach jäh ab und ging zum Fenster. Mit gebeugten Schultern sah er in die Nacht hinaus. Ernst trat zu ihm hin und legte mit einer leisen, zarten Geste die Wange auf die Hand seines Freundes.

«Du sollst ihn nicht vergessen», sagte er. «Aber er würde sicher selber wollen, dass du der Gegenwart lebst und nicht der Vergangenheit. Du hast wichtige Aufgaben zu erfüllen und kannst es vielleicht allein nicht tun. Ich will immer bei dir sein und dir Kraft geben. Das verspreche ich dir.» —

«Deine Liebe», sagte Günther nach einer langen Zeit des Schweigens, «hat mir nach Jahren bitterer Einsamkeit wieder Glück gebracht. Ich danke dir dafür, Ernst. Unsere Freundschaft soll aber nicht nur mich beglücken, sie soll auch allen denen helfen, die verzweifelt durch die Nacht irren, wie ich selbst es einmal getan habe. Nirgends ist das Elend so gross wie unter den Verfolgten und Verfemten. Nirgends aber gibt es auch soviel Haltlosigkeit und Genussucht. Lassen wir unsere Freundschaft ein Licht sein, das den anderen den Weg weist und ihre Nacht erhellt.»

Ihre Hände fanden sich in einem festen Griff. —

Bessres weiss ich nicht im weiten Weltenrund

Als einen offnen Spruch aus einem wahren Mund

Und eines Freundes Blick aus lauterm Herzensgrund.

Carl Spitteler.